

LEBEN

FAS 26. Mai 2013

Deutschland - ein großer Spaß? Ja sicher, wenn es nach Sharon* aus den Vereinigten Staaten geht. Die sportliche 17-Jährige mit der blonden Löwenmähne fand bei ihrem zweiwöchigen Austausch an einem niedersächsischen Gymnasium alles „great fun“: die Grablege der Welfen im Braunschweiger Dom, Döner, weiße Birkenstocks, Abi-Ball mit Bier, Nagelscheren mit Solinger Klingen. Als „great fun“ kommentierte sie auch den Empfang in einem Bundesministerium, den sie bauchfrei und in durchsichtigen Leggings absolvieren wollte und für den sie in letzter Minute von ihrer Gastmutter ein bitte obligatorisch zu tragendes Sweatshirt in die Hand gedrückt bekam. Dass Sharon den Besuch des Berliner Mahnmals für die ermordeten Juden Europas ebenfalls mit ihren Lieblingsworten kommentierte, schockierte ihre deutschen Gasteltern, wie sie erzählen. Aber Sharon blieb nur kurz; da waren sprachliche Feinheiten, historische Rückblenden und Reflexionen nicht so einfach, auch wenn die Familie versuchte, ihr anhand des eigenen Flüchtlingsschicksals europäische Geschichte nahezubringen.

Die meisten Gasteltern ausländischer Schüler können mit mehr oder weniger bunten solcher „great fun“-Geschichten aufwarten: dass der streng katholisch sozialisierte portugiesische Gastsohn Davide* abends selbstverständlich für alle Namensträger der Familie betete, allesamt ordentliche Protestanten, die gar nicht wussten, wie ihnen geschah; dass Hiroshi* aus Japan partout nicht verstehen konnte, warum erwachsene Menschen Eier anmalen, verstecken und dann hinter Büschen mit Begeisterung wieder suchen; oder wie der hartnäckig stumm bleibende achtjährige Cellospieler Carl* aus dem französischen Cachan nur ein einziges Mal lachte: als sein Gastvater mit 200 Stundenkilometern über die Autobahn bretterte: Beim Abschied erwiderte Carl auf die Frage, wie Deutschland für ihn denn sei, den philosophischen Satz: „C'est différent“ - es ist anders.

Trauen wir uns, das andere, das Fremde in unser ungeschminktes, ja intimes Leben zu lassen? In einen Alltag, in dem viele Familien mit waghalsigen Immobi-



AM RANDE DER GESELLSCHAFT

VON HAUCK & BAUER



kommt die hitzige Diskussion, ob sie für Wochen, Monate oder gar ein Jahr Gasteltern für eine Jaime aus Tampa, einen Taeyang aus Seoul oder eine Florencia aus Chile werden, irgendwann so sicher auf die Tagesordnung wie Auseinandersetzungen über Handyzeiten, Teilnahme an den „Fridays for future“-Demos und Pflichtveganertum für alle. Doch das Zusammenleben mit einem Fremden, der in der Hektik der Alltagsmühle irgendwann keinen Gäste-Welpenschutz mehr genießt, birgt versteckten Sprengstoff und kann eine überfallsartige Einführung in die interkulturelle Kommunikation werden. Denn diese Schule daheim spiegelt in miniature die Frustrationen und Freuden von Integrationsprozessen in offenen Gesellschaften weltweit wider.

„Es ist ein großer Unterscheid, ob man ein Gastkind für eine Woche, einen Monat oder 365 Tage hat, in denen man zusammenlebt. Da hat man sich in Höhen und Tiefen wirklich an der Backe“, sagt die Braunschweiger Rechtsanwältin Diana Radmacher, die mit ihrem Mann Stefan und den beiden Söhnen für ein Jahr einen Gastschüler über das „Youth for Understanding“-Programm aufnahm, den 16-jährigen Chinesen Runyi aus Schanghai. Trotz Vorbereitung durch YfU kam die auch sonst sozial engagierte Familie in ihrem Jahr mit dem asiatischen Teenager oft an ungeahnte Grenzen. Zum individuellen Matching-Abenteuer der Mensch-zu-Mensch-Kombination, das jede Familie trifft, kam für Radmachers die als extrem fremd empfundene Kultur ihres neuen Kindes.

Gerade für die Familienmutter war erstaunlich, hautnah zu erleben, wie sich im Verhalten des chinesischen Gastsohns spiegelte, dass er offenbar „aus einer Disziplinpresse“ kam. Und wie kompliziert es im Alltag war, dass der Junge aus Schanghai nicht an intrinsisches Lernen gewöhnt war: „Ich habe immer mehr den Eindruck gewonnen, dass die chinesischen Kinder keine eigene Meinung haben und Dinge bewerten dürfen, im Gegensatz zu uns, wo die Kinder das Argumentieren früh lernen.“

Oft sagte Runyi lediglich: „Maybe yes, maybe not“ – heute ein geflügeltes Wort in der Familie. „Er hat dazu auf eine ganz eigene Weise unter unserem Dach seine Kindheit nachgeholt, da er daheim in China wohl unter enormem Druck stand“, erzählt Diana Radmacher. Der 16-Jährige spielte zu ihrer Überraschung nachts in seinem Zimmer stundenlang immer wieder mit Lego und redete dabei mit sich selbst. Nicht nur in diesen Lego-Nächten kristallisierte sich für die

* Name geändert.



Völkerverständigung in miniature: Pariser Schüler begrüßen Hamburger, 1956; Gastfamilie im Film („Kein Herz für Inder“), 2017.

Fotos Interfoto, ARD Degeto/Stephan Rabold

Kulturkampf am Esstisch

Was geschieht, wenn deutsche Familien Austauschschüler aufnehmen: mal die übliche Teenager-Mühsal, mal Sitcom, mal Albtraum. *Stefanie von Wietersheim* hat sich umgesehen.

Mutter ein Begriffspaar heraus, das sie mit „Mitleid und Entsetzen“ umschreibt. Da sie aus seiner verkrampften Körpersprache und den abgeknabberten Fingernägeln schloss, dass Entspannung seine Seele zur Ruhe bringen könnte, meldete sie ihn zum Kampfsport an. Auch ein Malkurs tat dem kunstinteressierten jungen Chinesen gut; schließlich kam Diana Radmacher mit ihm über japanische Mangabücher in die von ihr ersehnten näheren Diskussionen. Diese wurden meist auf Englisch geführt, da Runyi seinen Deutschkurs abbrach und auch sonst kein Interesse zeigte, Deutsch zu lernen. „In der Schule hat er wohl viel geschlafen und am Handy gezoxt.“ Als großer Erfolg stellte sich das Skifahren mit Übernachtung im Mehrbettzimmer heraus, denn: „Gruppe konnte er gut!“

Radmacher, beruflich Spezialistin für Familienrecht und Mediation, las viel Fachliteratur, um Schlüssel für das manchmal rätselhafte Verhalten des Gastes zu finden. „Ich habe mir immer gesagt: Ich halte durch, ich lasse mich nicht runterziehen.“ Ob er gerne in ihrer Familie war? „Das ist schwierig zu sagen“, gibt sie zu. „Wir haben versucht, ihm viel Gutes zu tun, aber ich habe keine wirkliche, von Herzen kommende emotionale Regung gesehen, obwohl ich ja beruflich viel mit Jugendlichen rede und meistens gut an sie rankomme.“

Familie Radmacher sieht ihr Gasteltern-Jahr dennoch auf jeden Fall als großen Gewinn: „Gerade als Mutter hat man viel mit dem täglichen Organisieren zu tun, es ist schon eine Belastung für alle, aber Runyi hat sich über die Monate enorm entwickelt. Schließlich haben wir auch noch gelernt, in welch tollem Land wir in Deutschland leben. Es war für alle gut!“

90 bis 95 Prozent der Langzeit-Aufenthalte in deutschen Familien verlaufen mehr oder weniger harmonisch; das zumindest schätzt Stefan Karnop, Jugendaustauschbeauftragter bei Rotary, der (neben seinem Brotberuf als Referatsleiter im Verkehrsministerium Sachsen-Anhalt) Lotse und Kummerkasten sowohl für deutsche Gasteltern als auch für die „Inbounds“ genannten ausländischen Gastschüler seines Distriktes ist. Es gibt im Land der Reiseweltmeister dabei nur ein erstaunliches Strukturproblem: Der Wunsch ausländischer Schüler, Aufnahme in einer deutschen Familie zu finden, scheitert bei rund der Hälfte der potentiellen Gastkinder an der mangelnden Gastfreundschaft der deutschen Bevölkerung. Willige Familien, die umsonst und aus Idealismus ihre Türen öffnen, fehlen in allen Regionen des Landes.

In Zahlen gesagt: „Wir holen pro Jahr rund 2000 ausländische junge Menschen nach Deutschland; das sind rund 80 bis 90 Prozent aller Austauschschüler, die ein halbes oder ganzes Schuljahr in Deutschland verbringen.“ Aber: „Wir könnten jährlich 2000 Schüler mehr hierher vermitteln; uns fehlen einfach die Gastfamilien“, sagt Anna Wasielewski vom „Arbeitskreis gemeinnütziger Jugendaustausch“ (AJA), dem sieben klassische Austauschorganisationen, darunter Rotary, YfU und AFS, angehören.

Das steht auch im krassen Missverhältnis zu der Zahl junger Deutscher, die in ausländischen Familien ein neues Zuhause auf Zeit finden: Im Jahr 2016/2017 gingen nach der aktuellen Weltweiser-Studie rund 16.400 deutsche Schülerinnen und Schüler für über drei Monate ins Ausland. Allein die AJA-Organisationen schicken rund 4500 deutsche Schüler in über 50 Länder.

Der Run auf Deutschland-Austauschland, bei dem nur geschätzt die Hälfte aller Interessenten am Ende durchs Ziel laufen kann, ist nicht nur für gemeinnützige Austauschorganisationen ein Problem. So hat die For-Profit-Organisation EF laut Geschäftsführer Niklas Kukat wegen fehlender Gastfamilien schon im Jahr 2010 die Aufnahme von ausländischen Gastschülern in Deutschland ganz eingestellt und kann damit Deutschland als Empfängerland nicht mehr anbieten.

Im Gegensatz zu Großbritannien, wo viele Familien Kinder nicht nur aus Idealismus aufnehmen, sondern monatlich Geld dafür bekommen, ist ein privatwirtschaftlicher Anreiz über Geld in Deutschland kaum Usus. Der Exportüberschuss auf dem deutschen Austauschmarkt, auf dem es rund 100 For-Profit- und Non-Profit-Organisationen gibt, macht gerade jenen Anbietern Sorge, die die Auslandsaufenthalte nicht primär als Mittel des Spracherwerbs, sondern als Form der Völkerverständigung sehen.

Kulturhistorisch gesehen, ist die Welle des internationalen Jugendaustausches ein eher neues Phänomen. In sehr jungen Jahren länger im Ausland zu leben oder zu studieren war über Jahrhunderte hinweg nur wenigen jungen Männern auf Kavaliertour oder in einer elitären Universitätsausbildung möglich; Mädchen waren von dergleichen qua Geschlecht ausgeschlossen. Doch nach den Katastrophen des Ersten und Zweiten Weltkriegs setzten sich so unterschiedliche Menschen wie Mitglieder der „Wandervogel“-Bewegung, traumatisierte Veteranen und schließlich Politiker dafür ein, junge Menschen aus verschiedenen Nationen über Organisationen in andere Länder zu schicken, um *face to face* Frie-

den und Völkerverständigung zu schaffen. So entstanden nach 1945 die von den Vereinigten Staaten initiierten Re-Education-Programme, die junge Deutsche mit demokratischen Werten vertraut machen sollten; in diesem Geiste standen später die Begegnungen des Deutsch-Französischen Jugendwerkes; nach dem Fall der Mauer kamen Austausche mit Südosteuropa und Osteuropa dazu.

Dass es in diesen Tagen immer schwieriger wird, deutsche Gastfamilien zu finden, liegt nach Beobachtung von AJA-Geschäftsführerin Wasielewski daran, dass seit dem Jahr 2015 viele ehrenamtlich motivierte Bürger ihre Zeit- und Kraftreserven bei der Aufnahme von Flüchtlingen einsetzen. Zusätzlich ist gerade in Ballungsräumen der enge Wohnraum eine Hürde. „Ich selber bin das beste Beispiel“, sagt Wasielewski. „Als Paar mit zwei Kindern in einer Drei-Zimmerwohnung in Berlin-Friedrichshain würden wir liebend gern einen Gastschüler aufnehmen, haben aber einfach keinen Platz.“ EF-Geschäftsführer Kukat sieht noch andere Gründe: „Deutschland hat in den vergangenen zehn Jahren zwar im internationalen Vergleich eine wirtschaftlich sehr gute Entwicklung genommen – deshalb ist der Standort gerade für Chinesen oder Inder sehr interessant –, aber gleichzeitig fällt es wohl vielen Deutschen schwer, andere Personen an sich heranzulassen und die Intimsphäre mit ihnen zu teilen.“

Der für seine Austauschorganisation ständig auf dem Globus umherreisende Manager mit eigener Exchange-Biographie in Amerika sieht die Deutschen zunehmend als eine in sich gekehrte Gesellschaft, die ihren Status und ihr relatives

Fortsetzung auf der folgenden Seite

